

## Meine Reise nach Brasilien und mein Aufenthalt in der Colonie Blumenau, Provinz Santa Catharina.

Von J. Woytke.\*

Am 7. April 1875 nahm ich herzlichen Abschied von den Freunden, die mich an Bord des »Bahia« begleiteten. Ich will nicht weiter von einem Abschied sprechen, will nicht sprechen von dem hellgrünen Wasser der Nordsee, nicht sprechen von dem Seeleben, mit seinen An- und Unannehmlichkeiten — gedenken aber will ich des Oceans, der unter uns in dunkelblauer, leicht gekräuselter Fläche lächelte. So langten wir nach guter 5<sup>1</sup>/<sub>2</sub> tägiger Fahrt im Hafen von Lisabon an, nachdem wir vorher das Fort zur Linken, mehrere Leuchthürme und ein prächtiges noch im Bau begriffenes Kloster passirt hatten. In Deutschland hatten wir noch kurz vorher Schnee, einen eisigkalten Wind gehabt, hier blühten die Rosen, hier assen wir reife Apfelsinen, hier wehten mildere Winde. In dem »Tajo-Athen«, wie der Portugiese mit Recht sein Lisboa nennen kann, traf ich wildwachsenden Heliotrop,

---

\*) Bevor unser Mitglied Herr Apotheker J. W., aus Landsberg a/W., der jetzt in Matamoros, Mexico, als Pharmaceut domicilirt, im vorigen Juni dorthin abreiste, übergab derselbe uns die nachfolgenden Aufzeichnungen über seine Reise nach und seinen Aufenthalt in der Colonie Blumenau. Ist auch nun über diese Colonie schon Vieles publicirt, so dürften für unsere Mitglieder und auch vielleicht für weitere Kreise, diese, auf eigene Anschauungen basirenden Mittheilungen nicht ohne Interesse sein.

von welchem einige Sträusse zu pflücken ich natürlich nicht verabsäumte. An der andern Seite, am linken Ufer des Tajo lag einst das alte, durch Erdbeben zerstörte Lissabon, jetzt wild zerklüftet und mit Wald bestanden. — Der »Bahia« lichtete nach eintägigem Aufenthalt die Anker, um uns nach 14tägiger Fahrt durch die Linie nach Bahia zu bringen. Wir sahen Madeira, die Capverdischen Inseln und die Westküste von Afrika in weiter Ferne liegen, dann nichts als den tiefblauen und unergründlichen Ocean, öfters aus dem Sinnen aufgeschreckt durch das Spiel der Springfische und Delphine, die pfeilschnell das Meer durchstreiften.

Sieh! dort erhebt sich ein ganzer Schwarm Fliegfische, mit weiss durchsichtigen Flügeln, um nach kurzem Fluge die Spitzen der Wellen zu berühren und wieder in's Meer zurück-zukehren. »Pexe-gaiivota« riefen vorn die Portugiesen, die in Lisboa circa 200 Seelen stark, an Bord gekommen; die Deutschen nennen sie fliegende Fische, die aufgeschreckt von dem wellendurchschneidenden «Bahia» mitunter hundert Schritte lang vor dem Schiffe, aber nur wenige Fuss hoch von der Fläche sich erhoben. Unter der Linie begann die übliche Taufe, von der Niemand verschont blieb; für all das über uns ausgespritzte Wasser, war es uns dann vergönnt, Bier unter die emsige Mannschaft zu vertheilen. Nach einigen Tagen hatten wir die brasilianische Küste und einige Kaffeepflanzungen in Sicht, dann gings weiter bis Bahia. Die Einfahrt in den Hafen von Bahia ist eine ziemlich schmale, wie überhaupt in allen Häfen an der Ostküste von Brasilien, mit einziger Ausnahme von Rio de Janeiro. Auch hier betrat ich das Land, setzte meinen Fuss hier zuerst auf den Boden Brasilien's — mit welchen Gedanken an die Zukunft? Bahia hat ungefähr  $\frac{2}{3}$  farbige, meistens schwarze und kupferbraune, und nur  $\frac{1}{3}$  weisse Einwohner. Ich konnte nicht genug die für mich neuen Gestalten betrachten, konnte mich nicht genug wundern, mit welcher Grazie hier oder dort eine schwarze, nicht un-schöne Scavin den Korb mit den honigsüssen und kinder-kopfgrossen Apfelsinen frei auf dem Kopfe trug, von deren Erlöse sie ihrem Herrn den hohen Lohn bezahlt und dann noch so viel erübrigt, um sich als alternde Frau durch eine

erhebliche Summe freizukaufen! Hier in Bahia sah ich zum ersten Mal einen tropischen Urwald; dichtes, undurchdringliches Gestrüpp unten, überragt von den königlichen, kerzengerade sich circa 150 Fuss erhebenden Kokospalmen. Ich betrat mit drei Schiffsfahrten den Weg, der uns eine Strecke weit in den Wald führte; die tropische Sonne belästigte uns unendlich und verursachte uns solchen Durst, dass ein Herr Müller, der nach Buenos Ayres ging, den kurzen Entschluss fasste, da kein Wasser zu finden war, einige Kokosnüsse von einer niedrigen Palme zu pflücken. Als ein guter Kletterer begann er sein Wagniss an dem bezeichneten Baume, aber schon auf kaum halbem Wege war er ermüdet, er wollte umkehren. Vieles Zureden und Aufmuntern unsererseits liess ihn den Versuch weiter wagen, und so langte er ganz ermüdet bei den Früchten an, welche in einem Büschel von 11 halbreifen Nüssen auf uns niederlächelten. Sieben von ihnen fielen zu unseren Füßen nieder, da war die Kraft des genannten Herrn so verbraucht, dass er sich an dem gereiften Stamme herniedergleiten liess und todtmüde unten ankam. Die Hände und die Fussknöchel waren durch dieses Manöver blutrünstig geworden. Die obere weiche Schaale liess sich an der Stengelseite der Nüsse mit dem Ladestock eines mitgenommenen Gewehres leicht durchbohren und so konnten wir in der beinahe wasserhellen Kokosmilch von 4 Nüssen alle unsern Durst genügend stillen. Es blieben uns noch 3 Nüsse, welche unter vier Personen jedenfalls schlecht zu theilen waren, da Jeder gern eine ganze Nuss mit sich an Bord nehmen wollte. Ein zweiter Herr machte den Versuch von einem kleineren Baume mit 9 Früchten noch einzelne zu holen, sein Versuch aber misslang und kaum ein Drittheil des Stammes war erstiegen, als auch er übel zugerichtet und ganz ermattet den Erdboden erreichte. Nach kurzer Rast traten wir, zufrieden mit den 3 Nüssen, den Rückzug an Bord an.

Nach anderthalb tägigem Aufenthalt in Bahia, wo Ladung genommen wurde und nach einer Fahrt von  $3\frac{1}{2}$  Tag langten wir an der Einfahrt des Hafens von Rio an, der einzig, wunderschönen Einfahrt zu dem schönsten, grössten Hafen der Welt. Links am Eingang liegt der bekannte 1000' hohe

Zuckerhut, rechts etwas weiter nach Innen die Festung Sta. Cruz. »d'onde vem vapor?« fragte man vermittelst Sprachrohr von der Festung, »da Bahia« und nach den weiteren Fragen fuhren wir in den Hafen ein, von dem man sagt, dass er in seiner Fläche von 8 Quadratmeilen alle Schiffe der Welt fassen kann. Rio de Janeiro selbst ist eine verkehrsreiche Stadt mit leider nur zu engen Strassen. Oft wunderte ich mich, dass nicht häufiger Unglücksfälle sich ereigneten bei der Schnelle mit der die Pferdebahnen sich durch die Stadt bewegen, bei den kurzen Bogen die um die Strassenecken gemacht werden, dass der Passagier bald hier und bald dort hin geworfen wird trotz des Festhaltens an den Lehnen der Bänke. Ich selbst fuhr z. B. eines Tages in einem Bond, — so ist der Name dieser Omnibusse, welche durch ein Maulthier gezogen werden — und hatte meinen rechten Arm auf die Seitenlehne des Eckplatzes gelegt; plötzlich ruft hinter mir der Conducteur »Guarde! Guarde!« Achtung! Achtung! sagen wir; damals verstand ich die Worte nicht und blieb ruhig sitzen. Da werde ich von hinten berührt, wende mich nach rechts hin und muss den Arm von der Lehne fallen lassen; zu meinem Glück, sonst hätte ich meinen Ellenbogen eingebüsst durch die äussere Bretterwand eines im Bau begriffenen Hauses. Mein Schreck zuerst und später meine Freude wird leicht erklärlich sein. Die Vorstädte von Rio, Botafogo, mit dem botanischen Garten, berühmt durch seine Palmenallee. Sao Cristovio mit den Gottesäckern und alle Uebrigen lassen hingegen an Schönheit nichts zu wünschen übrig. Ich nahm Abschied von Rio und seinen Sehenswürdigkeiten und in den nächsten 24 Stunden schon lagen wir in Santos vor Anker, dem Ziel unserer Reise mit der Bahia.

Santos ist eine ungesunde, am Straude namentlich höchst unreinliche Stadt und wird von circa 9—10,000 Einwohnern, darunter eine im Verhältniss grosse Anzahl Deutscher, bewohnt. Die deutschen Kaufleute haben nur ihre Comptoire in der Stadt, ihre Wohnungen aber an der Praia einer recht angenehmen Gegend. Meines Bleibens war in Santos nicht, ich musste und wollte nach Blumenau. Nach langem Umherfragen erfuhr ich, dass ein brasilianisches Schiff am Eingang

des Hafens dicht an der Festung (Fortaleza) vor Anker liege, um nach dem Hafen der Colonie nach Itajahy zu segeln. Mein Begleiter rieth mir ein Canoe — es ist dies ein aus einem Baumstamm gehauenes Boot von circa 12' bis zu 30' Länge und 1½' bis 3½' Breite — zu miethen und mit seiner Hilfe auf's Meer hinauszufahren. Wir erhielten ein ziemlich langes aber kaum 2' breites Canoe für ein Trinkgeld an einen Slaven des Besitzers und fuhren wohlgenuth dem Ziel entgegen. Etwas unangenehm wurde es als ein leichter Wind sich erhob und wir genöthigt waren die Spitze des Canoes die Wellen durchschneiden zu lassen, eine an die Seite dieses wackeligen Fahrzeuges anschlagende Welle würde es sicher umwerfen. Die Fahrt wurde noch bedenklicher als sich Springfische in der Nähe des Canoes zeigten und ihr Spiel ganz nahe bei uns begann — wir beschlossen endlich umzukehren und langten nach 3 Stunden Fahrt daheim wieder an. Am nächsten Morgen fuhren wir in einem grossen Miethsboot mit unseren Sachen denselben Weg und langten nach 4 Stunden Fahrt an Bord der »Veloz«, eines Schooners glücklich an, der Capitain nahm uns auf und Nachmittags 2 Uhr lösten wir die Anker, nachdem Sand als Ballast, Stuten etc. als Ladung und Austern als Nahrung für uns mitgenommen wurden. Nach 24 stündiger Fahrt hatten wir mit günstigstem Winde über die Hälfte unserer Reise nach dem Itajahy zurückgelegt, als der Wind sich drehte und gerade von dort blies, wohin wir unseren Cours hatten. Wir mussten kreuzen; Morgens sahen wir die Felsen von Dona Francisca, den ganzen Tag über Land und Wasser, Abends wieder dieselben Felsen, das Bild ohne Wechsel sechs Tage hindurch. Dann lag die Veloz ganz still, wir versuchten zu angeln und zogen einen ziemlich grossen 3' langen Fisch aus dem Wasser, der ein Schild auf dem Kopfe trug. Letzteres schnitten die Brasilianer sofort ab und trockneten es als berühmtes Mittel gegen kranken Magen (barige doente). Hier sahen wir auch unsere alten Bekannten nach der Angel kommen, den »Garçon« einen Hai von circa 5' Länge. Ihn zu fangen war unsere Hauptaufgabe. Lügen sind es, wenn man dem Hai Aengstlichkeit, Scheu und eine ungeheure Gefrässigkeit zuschreibt. Er be-

gleitet mit seinem Lootsen häufig Segelschiffe und begnügt sich mit dem kleinsten Stückchen Fleisch, welches von Bord geworfen wird. Schwer würde es ihm werden, 20 Pfund schwere Stücke zu verschlingen, viel schwerer einen ganzen Menschen mit einem Male niederzuschlucken. Die Harpune wurde an einer Leine befestigt, der Capitain stellte sich neben mich, der ich den Hai mit einem Stückchen Speck am Haken aus der Tiefe von circa 15' hervorlockte. Als er sich schnell 10' gehoben und sich auf die Seite (nicht Rücken) legte um die Kleinigkeit zu sich zu nehmen, fuhr ihm blitzschnell die Harpune in den Rücken. Er wurde emporgezogen, von den Matrosen mit Stockschlägen tractirt, geschlachtet, das Rückgratfleisch eingesalzen, den nächsten Tag gekocht und mit Essig und Oel verspeist. Den achten Tag unserer Reise hatten wir einen tüchtigen Sturm, das Fahrzeug krachte in seinen Fugen, wir wurden in den Kojen hin- und hergeworfen und bekamen keine Ruhe des Nachts. Als wir bei Tisch sassen wurden Teller und Schüsseln mitsammt dem Essen vom Tisch geworfen — für mich nicht bedauernswerth, da ich die dortige brasilianische Kraft- und Brühsuppe mit Reis, Pfeffer, Zwiebeln und Essig durchaus nicht vertragen konnte. Ich trank höchstens etwas stark verdünnten Kaffee — da er unverdünnt zu bitter schmeckte und ass etwas Schiffsbrot dazu. Der Sturm machte unser Schiff leck, Passagiere und Matrosen mussten an den Pumpen arbeiten bis das Loch, ein von den Wellen durchdrücktes Rattenloch aufgefunden und verkeilt war. Den neunten Tag früh sahen wir die Einfahrt zum Itajahy vor uns, konnten jedoch nicht hinein weil der Fluss zu hoch war. Umgekehrt wie in Deutschland kann man bei hohem Wasser in die meist engen, felsigen Einfahrten der Ströme nicht hinein. Wir gingen zurück in die Bucht von Itapocorohy, in welcher wir uns fünf Tage mit Jagd, Fischfang und Essen von Apfelsinep, welche letztere aber nur das Pflücken kosteten, die Zeit vertrieben. Den fünften Tag war die Einfahrt frei und wir warfen im ersehnten Hafen den Anker aus. Hier an der Barra do rio grande do Itajahy (der sogenannten Villa) zwei Tage Aufenthalt, nach weiteren zwei Tagen Fahrt den

Fluss hinauf und nach einem Marsch von vier Stunden waren wir endlich glücklich an unserem Ziel angekommen.

Ehe ich jetzt weiter über meine Erlabnisse und mein Wirken in der Colonie berichte, möchte ich kurz

- 1) über die Bodenverhältnisse,
- 2) über die Bewohner,
- 3) über ihre Nahrung,
- 4) über die Jagdthiere der Colonie sprechen.

Das Land ist im grossen Ganzen bergig und war ehe es colonisirt wurde waldig. Durchströmt ist das Land von einem ziemlich bedeutenden, leider nur 10 Meilen hinauf schiffbaren Fluss — dem Itajahy grande — dem grossen Quellstrom. In ihn ergiessen sich eine Unmasse kleinerer Flüsse — rio genannt — z. B. rio do Enceno, do Tacio, dos Bougres, do Ilse etc. Diese wieder werden genährt durch eine Menge ribeiroes, theils Quellen, theils Regenflüsse, welche in der Regenzeit unplötzlich eine Unmasse Wasser vom Gebirge hinabführen, so dass z. B. der Rio Enceno Wassermengen von 2 bis 4 Fuss Höhe, die sich immer mehr steigern, so dass Brücken, Mühlen etc. mitgenommen werden, mit sich fortstösst. Es wurde im März 1871 dort eine Brücke, die 12 Fuss über dem gewöhnlichen Wasserspiegel war, fortgerissen von einem Fluss, den man ganz bequem durchwaten konnte. In derselben Nacht übrigens wurden 6 bis 7 Brücken von anderen Flüssen auf gleiche Weise zerstört. Die Bergketten sind dort meistens eisenhaltig, sodass dortigen Geometern wegen Abweichung der Magnetnadel im Compass es schwer wird, genau die Coloniegrenzen zu bestimmen. Darüber liegt nun das seit Jahren von den Bäumen niedergefallene und verfaulte Laub und Humus, ein wunderbar ergiebiger Boden zur Kultur. Rechnet man hierzu ein wahres Warmhausklima — wie kann es da Wunder nehmen, wenn die Fruchtbarkeit eine so grosse ist. Die Colonisten können ganz bequem im Jahre dreimal deutsche Kartoffeln pflanzen und ernten. Doch davon später: sprechen wir nun von den Bewohnern dieses wunderbar schönen und klimatisch so gesunden Landstriches.

Die Urbewohner waren die jetzt zurückgedrängten Indianer Südamerika's, die Coroados und Botokuden. Ersterer ein grosser, starker, schöner, kupferbrauner Volksstamm; letzterer etwas kleiner und verunstaltet durch das Tragen des «Botuks» in der Unterlippe, eines geglätteten Stückchen Harzes oder Holzes, eine für den Europäer wunderliche Zierde. Dann kamen später die Eindringlinge, Spanier\*) und mehr Portugiesen. Sie vermischten sich wohl mit den Ureingeborenen oder freigelassenen Afrikanern und bildeten so ein in der Colonie zerstreutes, faules und träges Volk, das nur von Jagd und Fischfang lebte, jetzt aber auch den Trieb zum Ackerbau empfangen hat durch die jüngsten und thätigsten Einwanderer, — die Deutschen. Deutsche von allen Provinzen und Ländern Deutschlands sind in der Colonie vertreten, von der Weichsel bis zum Rhein, von den Alpen bis zur Nordsee. Vor etwa 25 Jahren übernahm es Herr Dr. Blumenau deutsche Auswanderer nach dem Itajahy zu bringen. Dort siedelten sich nahe dem Hafen drei Stunden hoch die Belgier an, sie haben ihre Sprache beibehalten, trotzdem sie am meisten von allen Colonisten mit den Brasilianern Umgang pflegen müssen. Vom Gaspar- bis zum Bouzonbach, 15 Meilen Länge, wohnen Pommern, Preussen, Sachsen, Rheinländer, Tiroler, Schweizer, Baiern und andere Stämme des deutschen Volkes zerstreut. Sie sprechen alle unsere Sprache und verstehen nur wenig oder gar keine brasilianische Worte und dass unsere Muttersprache dort noch lange bestehen wird, dafür ist die grosse Zahl von 12,000 Seelen vollständig Bürge. Man hat deutsche Kirchen und Kapellen und auch deutsche Communalschulen. Es herrscht dort vollkommene Freiheit, es giebt dort Niemand der sie zur Landessprache zwingen wollte, wenn schon Gerichtsverhandlungen in brasilianischer Sprache gepflogen werden, so giebt es auch einen angestellten Dolmetscher der ihnen jene Schriften übersetzt und Bitt- und Anklageschriften niederschreibt.

Ein Colonist nun der aus Deutschland ankommt, empfängt jetzt 100 bis 150 Morgen Wald à Morgen 2 Thaler 15 Sgr., abzählbar in einem Zeitraum von 10 Jahren. — Früher erhielt er 50 Morgen. Zuerst empfängt er mit Fa-

\*) Spanier? D. R.

milie eine Unterstützung von circa 25 Thlr. und zum Bau einer Bude oder Hütte circa 50 Thlr. Jetzt haut er 2—3 Morgen Wald nieder, lässt das Laubholz möglichst trocknen und zündet alles bei gutem Wetter an. Je besser und je mehr verbrennt, um so geringer die Arbeit des Räumens, die dem Verbrennen folgt. Bauholz zum Bau des Hauses wird ausgewählt, vierkantig beschlagen, als Pfeiler in den Boden gegraben und die Anfänge zum Hause sind gemacht. Es werden dann einige Querbalken angebracht, das andere mit gespaltenem Rohr ausgefüllt und mit Lehm beworfen, so sind die Wände fertig. Jetzt gehts wieder in den Wald, kleine Palmenstämme, »Palmiten« genannt, werden niedergehauen, die sehr leicht spaltbaren Stämme gespalten, als Dachgerüst oben auf den Hauspfeilern angebracht, Querstangen darüber gebunden, mit »Cipó«, einer Art Luftwurzel, die als Schmarotzerpflanze von den Bäumen hängt — und siehe, das Dach ist im Rohbau fertig. Darüber kommen sogenannte Dachblätter, ähnlich den Blättern der Fächerpalme, dann die Palmitenblätter, den hiesigen Treibhauspflanzen ähnlich, die hier und da auf Särgen der Verstorbenen liegen, so ist nun das ganze Haus vor Regen und Sturm geschützt und dient 2—3 Jahr hindurch dem jungen Colonisten als Wohn-, Schlaf- und Kochzimmer. Nun muss auch für Nahrung gesorgt werden. Man geht in den Wald auf Jagd, oder baut Fallen, oder fängt in dem fischreichen Fluss Fische. Das Land wird möglichst vom nicht verbrannten Holz gereinigt. Das Holz wird auf grossen Haufen zusammengeworfen und häufig habe ich Abends mehrere solcher Scheiterhaufen bei meinem Ritte durch die Colonie weithin ihr helles Licht werfen sehen. Wenn das Meiste verbrannt ist, beginnt die Pflanzzeit, als beste Zeit hierfür ist für neue Colonisten August und September, doch auch andere Monate sind, wenn nicht anders möglich, gut dazu. Da, wie gesagt, Alles zu jeder Zeit wächst.

Was der Colonist auf seinem Lande baut, was ihm zur Nahrung dient, darüber möchte ich jetzt Einiges sagen.

Die Hauptfrucht ist Milho, Mais, in Deutschland gewöhnlich türkischer Weizen genannt. 4 bis 5 Körner werden in ein mit der Hacke in das Land gemachtes Loch gelegt, in

Zwischenräumen von 5'' bis 6''. Jedes Korn geht gewöhnlich auf, die schwächeren Stämme werden bei der Höhe von 3 bis 4' abgeschnitten und als Viehfutter verwendet. Von den kräftigeren trägt der Stamm 1, 2 selten 3 bis 4 Kolben, circa 100 bis 150 fältig. Der reife Mais wird theils als Mehl gemahlen zu Brot verbacken oder den Pferden als Futter gereicht. Maisbrot schmeckt frisch sehr gut, älter wird es bröckelig. Kartoffel Früchte giebt es in Unmasse. Nicht sehr wohlschmeckend sind deutsche Kartoffeln; ungleich besser ist der »Aypim« (Manhiot utilissima), eine Wurzel von mitunter 3' Länge und 4 Zoll Durchmesser, welche vier mal so viel Nahrungsstoff wie die Kartoffel enthält. Als Pflanze hierzu benutzt man die in Stücke zerhauenen Stämme des Aypim, welche längs in die Erde gelegt werden. Boden und Klima leisten hier Staunenswerthes. Das Holzstückchen treibt nach oben Blätter, nach unten Wurzeln, letztere sind nach 12 bis 18 Monaten essbar, erstere zu Holz geworden, werden als Pflanzen verwendet. Dann die brasilianische Kartoffel (Batata), ein Rankengewächs, mit weissen oder rothen öfters über 3 Pfund schweren, süß schmeckenden Knollen. Der Deutsche verbraucht sie zu Kartoffelsalat, mit Essig und Zwiebeln bereitet, oder zu Futter, hauptsächlich für Schweine. Als Pflanze dient ein Stückchen der grünen Ranken. Weiter sind vorhanden, die länglichen oder runden Knollen der hiesigen Blume »Kalla« (*Calladium flavum* und *Calladium bicolor*) »Tiget« und »Margrette« genannt. Ausserdem giebt es als Kartoffel ein Rankengewächs »Cará« genannt, dessen Knollen hauptsächlich zerrieben, als Zusatz zum Maismehl, durch ihren grossen Stärkegehalt ein gutes, festzusammenhaltendes Brot liefern. In Ermangelung derselben nimmt man die Wurzelknollen von »Yams« (*Calladium discolor* var. *album*) die, in Flüssen gepflanzt, hauptsächlich als Futter für Schweine dienen. Man sieht, dass es an den verschiedensten, meistens sehr schönen Knollenarten nicht fehlt. Dann pflanzt man Arrow-root (*Maranta arundinacea*), aus deren weissen 6 bis 8'' langen Wurzeln man Stärke oder Kraftmehl bereitet, und Maniok (*Manhiot venemosa*) aus der »Farinha« z. D. Mehl gemacht wird. Ueber die Bereitung dieses in ganz Brasilien allgemein beliebten Nahrungsmittels noch

einiges Weitere, da, wie man sagt: Brasilien nichts wäre, ohne Farinha! Ich sage hingegen: der Brasilianer kann nicht leben ohne seine Farinha! Die Pflanzmethode ist dieselbe wie die des Aypim. Die Pflanze lässt man etwas länger wachsen, damit der Ertrag grösser wird. Die Wurzeln, 3 bis 6 an der Zahl, bis zu 8" Durchmesser stark und 1 bis 3' lang, werden von der Schaafe befreit und auf Reibeisen oder Rädern mit Reibeisen belegt und durch Ochsen getrieben, zerrieben, wie bei uns in Stärkemehlfabriken die Kartoffeln. Die zerriebenen Theile werden in platte, dichte, verschlossene Korbgeflechte gethan und so 3 bis 4 aufeinander unter die Presse gelegt, damit das stark giftige, Blausäure haltende Wasser, entfernt werde. Das abgepresste Wasser wird in Gruben gegossen oder an Orte, wo es dem Vieh unmöglich wird, davon zu saufen. Ein Liter hiervon reicht hin, eine Kuh zu tödten. Die in den Körben zurückgebliebenen Fasern, sammt der Stärke (»polvilho« genannt), werden in einen grossen, flachen, starkerhitzten Kupferkessel gethan und durch stetes Umrühren mit Holzspateln so scharf getrocknet, dass eine in den Mund genommene Probe mit den Zähnen sich ungefähr wie Siegelack zerbeißen lässt. Nun ist der in Brasilien berühmte Handelsartikel, die Lieblingsspeise der Brasilianer, fertig. (1½ Scheffel hiervon kostet je nach der Ernte 1¼ bis 16 Thlr.) Der Brasilianer ist zufrieden mit seiner Farinha und einem Paar zuckersüßer Apfelsinen. Mit welcher Virtuosität wirft er die mit 3 Fingern aus der Schüssel genommene, trockene Farinha, ohne ein Körnchen zu verlieren, in den offengehaltenen Mund! Mit heissem Wasser angerührt, bildet sie den »Peron«, von den alten Colonisten gern verspeist, welche Farinha trocken verschmähen, da sie ihrer Meinung nach Bleichsucht (mal da terra) erzeugt. Ich für meinen Theil dankte stets für den sogenannten Seelenkleister, befürchtend, meine Zähne würden, wie die Zähne der Schlangen in dem Schwamm der Indier, in ihnen stecken bleiben. Sehr gut hingegen schmeckt etwas Farinha mit gut gekochten schwarzen Bohnen (»feijões com farinha«), als zweite Lieblingsfrucht der Brasilianer und der alten Deutschen, ohne Ausnahme durch ganz Brasilien und weiter in Südamerika beliebt. Der alte Deutsche trinkt Morgens

seinen Kaffee, isst zum Frühstück (almoço) Peron, trocknes Fleisch und schwarze Bohnen, zum Mittag, (jantár) trockenenes Fleisch, schwarze Bohnen und Peron, zu Abend (ceias) schwarze Bohnen, trockenenes Fleisch und Peron; eine hübsche Abwechslung! Gepflanzt ferner wird auf Höhenland gelber, auf Sumpfland weisser Reis, unserem Hafer vergleichbar. An Gemüsen werden die meisten deutschen Gemüse gepflanzt und geerntet. Sonderbar ist es, dass man wohl Samen ziehen kann, von den Samen aber nie wieder Wurzelfrucht. Was mir das Bemerkenswertheste erscheint ist das: wenn man von Radieschen die Knollen unter den Blättern abschneidet, die oberen Blätter wieder einpflanzt, so wächst eine frische Knolle an, und so fort. Grüne Bohnen kann man im ganzen Jahr im Freien ziehen, ebenso Salat und Gurken. Kürbisse werden viel gewonnen zum Viehfutter. An Früchten giebt es von den deutschen nur die Pflirsiche, welche aus dem Kerne gezogen, im 2ten oder 3ten Jahre Frucht tragen; ausserdem Apfelsinen und Tanjarinen vom Mai bis Oktober; Bananen, eine herrliche Frucht das ganze Jahr hindurch. Ananas wachsen als Unkraut wild, ebenso eine Art Kirschen im Walde: »Chapeau de Gave« genannt. Eine Art Nussbaum, ähnlich unserer Wallnuss, wird angepflanzt und gebraucht die Frucht  $1\frac{1}{2}$  Jahr bis zu ihrem Reifwerden. Die abgeholzten und urbar gemachten Landstrecken werden mit Citronenhecken umpflanzt, deren Stacheln das Vieh am Ausbrechen verhindern. Citronen giebt es das ganze Jahr hindurch; sie fallen nutzlos ab und verfaulen auf der Erde. Ausserdem gedeiht gut Zuckerrohr, »Canna« genannt. Die häufig 20' langen Stengel werden durch Walzen gepresst, die »Bagesse«, der ausgepresste Saft, in Kesseln bis zur Dicke eingedampft und auf Fässer gefüllt. Hier läuft der Syrup ab, der überbleibende Rückstand giebt getrocknet unsern, etwas gelben Krümelzucker. Tabak wird in verschiedenen Sorten gepflanzt, — Cigarren kosten in der Colonie das Mille 7 bis 12 Thaler — und ausserdem Caffee und Baumwolle. Ersterer ist allerdings leicht dem Erfrieren, letztere dem Verderb durch Regen ausgesetzt.

Pflüge sind erst wenige im Gebrauch und nur bei ganz alten und begüterten Colonisten. Ein Pflug kostet circa

50 Thaler. Hausthiere sind alle vorhanden, Kühe und Pferde werden vom Camp geholt und in der Colonie verkauft. Man bemüht sich jetzt allerdings auch deutsche Kühe und Zuchtbullen einzuführen.

Wild giebt es in den Wäldern in Masse. Tapire, drei verschiedene Sorten Waldschweine, zwei Sorten Wasserschweine, Rüssel-, Wasch- und Ameisenbären, Gürtelthiere, Hasen, Opossum und Affen, ausserdem an Geflügel wilde Puten, drei prächtige Sorten\*), verschiedene Sorten Waldhühner von der Grösse eines Brachvogels bis zur der des Rebhuhnes, Pfeffervogel mit ihren schön gezeichneten Brüsten, die verschiedensten Sorten Wald- und Erdtauben, Papageien, überhaupt Vögel in Masse. Man hat prächtige gefiederte Vögel, leider sehr wenig Sänger. Wasserenten von verschiedener Grösse, Taucher, eine Unmasse Wild für einen Jagdliebhaber, der schiessen kann wo er will. Raubthiere sind ziemlich feige und fliehen gleich beim Knall der Flinte, wenn ein gut getroffener Schuss sie nicht an Ort und Stelle bannt. Zu fürchten allein ist der schwarze Jaguar (»Onça preta«). Der Silberlöwe (»Puma«) brasilianisch (»Leão« genannt), die gepfleckten Jaguare, die Tigerkatze, der grosse Ameisenbär (»Tamandua bandeira«), ein schlimmer Feind der Jagdhunde, kommen im Walde, das Krokodil (»Jakaré« genannt) im Wasser vor. Alle diese Thiere werden vom Jäger theils des Fleisches, theils des Vergnügens und des Felles wegen geschossen. Viel Wild wird auch durch Fallen gefangen, die an den Stellen errichtet werden, welche die Thiere passiren müssen um nach dem Wasser zu gelangen. Der Bau ist ein sehr einfacher. Man macht zwei Wege durch das Gestrüpp und wirft die abgehauenen Reiser und Zweige inmitten der Wege aufeinander, diese bilden so einen Zaun, den das kleine Wild nicht durchkriechen, das grosse nicht überspringen kann. Wo Fallen gebaut werden sollen, lässt man eine 2 Fuss breite Oeffnung. Hier keilt man von beiden Seiten 5 bis 6' hohe starke und harte Stäbe ein im Zwischenraum von circa 6". Die Länge dieser Einfriedigung beträgt 6 bis 8' der Abstand beider Seiten 12 bis

---

\*) Wohl Arten des Genus Crax. D. R.

15". In diesen Abstand werden zwei öfters 20' lange Palmiden-Stämme gelegt, die durch einen 15' langen dritten Querstamm mit »Cipó« verbunden werden. Die beiden ersten Stämme dienen zum Todtschlagen des Wildes, der letzte zum Aufstellen der Falle und zum Emporheben der zwei andern Stämme. Gestellt sieht die Falle der Vogelfalle ähnlich, die sich Knaben aus drei Ziegeln und einem Dachstein bauen. Das zum Wasser gehende Wild geht den bequemen Weg am Zaun entlang, findet bei der Falle die Oeffnung, geht hindurch, berührt den innern Stellstock und bringt die Stämme zum Fallen. Grösseres Wild wird allmählig erstickt, kleineres ist sofort todt. Ich selbst hatte circa 14 Fallen bauen lassen und hörte mehr als einmal gefangene Rehe unter der Last der Stämme ächzen. Ich ging, wenn es Abend war, mit der Laterne in den Wald und schoss sie entweder mit dem Revolver todt oder fing sie mit dem Waldmesser (»facão« genannt) ab. Die beste Zeit zum Fangen ist der Winter — vom Monat Mai bis Anfang August. Die Colonisten fangen dort so viel Wild, dass sie es häufig nicht verbrauchen können. Da das Fleisch selbst gesalzen, bei der grossen Hitze, auch im Winter (in der Sonne mitunter 25° Réaumur), dem Verwesens und Verfaulens ausgesetzt ist, so wird es zunächst mit Salz bestreut, dann durch Sonnen- oder Backofenhitze möglichst gut getrocknet und dann lange Zeit aufbewahrt. Grössere Thiere, wie Tapire und Flussschweine fängt man in Gruben.

Ehe ich nun zur Schilderung meines Wirkens und Lebens in der Colonie übergehe, möge noch einiges über den Wald, über seine Plagen für den Jäger und über das Klima in der Colonie mir zu sagen, gestattet sein.

Der tropische Wald ist so dicht, dass es unmöglich ist ohne Waldmesser (facão) ihn zu betreten. Dickes Rohr würde die Kleider vollständig zerreißen, wenn man es nicht vorher zerhauen hätte. Es giebt jedoch auch lichtere Stellen, wo der Gebrauch des Messers unnöthig ist. In der Colonie nun ist  $\frac{4}{5}$  Wald,  $\frac{1}{5}$  höchstens urbargemachtes Land bei einer Fläche von 400 □ Meilen; so ist es leicht um sich zu verirren, wie mir dies einige Male auf meinen Streifereien von vornherein und noch einen Tag vor meiner Abreise passirt ist.

Der sicherste Wegweiser im Walde bei solchen Fällen ist klare Ueberlegung, und das Aufsuchen eines Baches, dessen Abfluss jedenfalls zu einem Colonisten führt, da alle Colonien am Wasser angelegt sind. Die Plagen im Walde bestehen nicht allein in Dornen und Moskitos, die man leicht durch tüchtige Tabakswolken entfernen kann, sondern auch in Schlangen, nicht gefährlicher aber peinlicher sind die Stiche von Holzböcken. Ich kenne nur zwei giftige Schlangenarten auf dem Lande, die grau-schwarze Klapperschlange und die schwarz-gelbe Puffotter, letztere ist die giftigste in ganz Südamerika, und ihr Biss unfehlbar tödtlich. Alle andere Arten wie Korallen-, Mäuseschlangen, kalte und Grasschlangen, sind verdächtige (*angues suspecti*), obwohl der Colonist namentlich die Korallenschlange für sehr giftig hält. Die Holzböcke (*Carapátos*) verursachen, sobald sie sich festgesetzt haben, ungemeines Jucken und bringen nach ihrer Entfernung durch Waschen mit einer Tabaksabkochung eine Menge heftig schmerzender Pusteln hervor. In der Winterzeit ist die Plage die grösste, nicht so im Sommer. Durch die Hitze von circa 30 bis 36° Réaumur scheinen sie vertrieben zu werden. Diese Hitze erlaubt auch den Colonisten nicht über Mittag zu arbeiten; gefährlich ist's unbedeckten Hauptes auch nur einige Minuten vor dem Hause zu weilen. Die Hitze bei Tage im Winter ist gewöhnlich 20 bis 25 Grad. Wenn des Nachts die Temperatur auf 5° bis 2° sinkt, so ist alles durch den schnellen Wechsel erfroren, man sieht Alles weiss vom Reif. Schnee und Eis existirt überhaupt nicht. Das Klima ist sonst gesund, epidemische Krankheiten treten in der Colonie nicht auf.

Nun zu meiner Wirksamkeit in der Colonie. Ich war als Botaniker und Conchyliologe in den Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung in Hamburg als Mitglied eingetreten. Tagtäglich hatte ich Zutritt zu dem Museum der Südsee des Herrn J. C. Godeffroy, tagtäglich sah ich dort die in colossalen Massen vorhandenen Merkwürdigkeiten jener Inseln und ihrer Bewohner. Auch in mir erwachte jetzt mächtig jener Trieb, der die Menschen tausende von Meilen in tausend Gefahren hineintreibt. Ich beschloss also, nachdem ich mich

gut ausgerüstet, nach Südamerika und aus den obengenannten Gründen nach der deutschen Colonie Blumenau zu gehen. Dass jeder, ein überseeisches Land betretende Naturforscher für einen Arzt gehalten wird, ist allgemein bekannt. Kaum war ich nun im Hafen von Blumenau, Itajahy, angekommen, kaum war der Zweck meiner Reise bekannt, als mir schon der Gastwirth, bei dem ich logirte, alle Mordgeschichten des Ortes erzählte. Es waren an der »ville«, (so heisst der Platz) in 14 Tagen 7 Morde, die hauptsächlich die Familie des Polizeicommissarius betrafen, begangen worden. Zwei Kinder waren bei lichtigem Tage vor dem Hause erschossen, der Vater empfing kurz vor Sonnenuntergang, als er sich mit einem Bekannten unterhielt, einen Schrotschuss in den Unterleib. Zwei Tage vor meiner Ankunft arbeitet seine Frau im Garten, das Kind erst 3 Jahre alt, spielt niedergeduckt nicht weit von ihr; da plötzlich ein Knall, die Kugel berührt fast das Ohr der erschreckten Frau, welche ihr Kind mit lautem Wehruf zusammenbrechen sieht. Der Arzt, ein aus Baden gebürtiger Heildiener, wird geholt, er sondirt die Wunde und findet die Kugel  $\frac{1}{2}$  cm. tief auf dem Hüftknochen des linken Beines, ohne sie jedoch beseitigen zu können. Das Kind starb in der Nacht des Tages meiner Ankunft. Am Morgen, ca. 9 Uhr, kam der Staatsanwalt, ein Brasilianer, mit seinem Dollmetscher zu mir und bat mich, die Kugel in dem Cadaver aufzusuchen und zu entfernen. Ich sondirte den Leichnam, fand wohl den runden Hüftknochen (civita), aber nichts von einer Kugel. Herr Cremer, so war der Name des Badensers, fragte mich, ob er schneiden sollte, ich sagte nein, in der Hoffnung, den leider durch das Absterben des Körpers geschlossenen Wundkanal doch noch auffinden zu können. Als sich dies als unmöglich erwies, gab ich ihm die Erlaubniss zum Schneiden. Kaum waren einige Schenkelmuskel bloß gelegt, als die Angehörigen, die mit dem noch kranken Vater in der Stube anwesend waren, zu schluchzen und zu weinen anfangen, als sie ihren Liebling, so zerfleischt sahen. Ich deckte das Laken über den Todten, sagte zum Dollmetscher, dass ich die Leiche auf dem Kirchhof, kurz vor der Bestattung obduciren würde, da meiner Ansicht nach, die Kugel, nach Umgehung

des Hüftknochens in den Unterleib eingedrungen sei. Das Kind wurde zur Ruhe getragen, der Kirchhof von Menschen befreit, ich schritt zur Obduction und fand die Kugel, welche nach Durchlöcherung der Eingeweide sich in der Leber festgesetzt. Es war eine Revolverkugel grössten Kalibers, sie musste wegen der Tiefe des Schusses aus nächster Nähe abgefeuert sein, und zwar auf die Mutter, deren Haupt sie fehlte, um ein unschuldiges Kind nach martervollen 72 Stunden zu tödten. Der Mörder wurde nicht entdeckt, erst als ich nach 15 Monden wieder an der »ville« war, hörte ich, dass ein Schmied sich als Mörder angezeigt hatte. Er hatte einen Revolver ausgebessert, probirte ihn in einer Entfernung von 400 Schritten vom Hause des Kindes, die Kugel verfehlte ihr Ziel und so glaubte er der Mörder des Kindes zu sein. Er war ganz tiefsinnig geworden und blieb es auch, als er freigesprochen wurde vom Morde, welchen er nie vollbracht hatte. — Um solchen Unannehmlichkeiten für die Folge zu entgehen, verbot ich über meine Thätigkeit an der »ville« etwas verlauten zu lassen und begab mich nach Blumenau, welches circa 10 Meilen am Itajahy aufwärts liegt. Von dort, ohne mich vorzustellen, ging's 3 Meilen weiter in die Colonie, wo ich bei einem älteren Colonisten Wohnung nahm, um mich ganz dem Sammeln von Naturalien zu widmen. Obwohl nun der brasilianische Winter mit Ausnahme der kalten Nächte — fast einem deutschen Sommer gleichzustellen ist, so ruhte doch Alles, was für mich zu sammeln einen Werth hatte; hier und dort im Walde sah man einen Kolibri, nach spärlicher Nahrung umherflattern. Was also blieb mir als leidenschaftlichem Jäger übrig, als zu jagen. Ich ging also tagtäglich hinaus in den Wald, bewaffnet mit meiner Lefauchaux-Doppelflinte, meinem Revolver und Waldmesser, und hieb mir mit Hilfe des Letzteren Schlupfwege (picadas) durch das Unterholz des Waldes. Mein Hauptaugenmerk richtete ich zunächst auf Vögel und Kleinwild, da mir vorerst zur grösseren Jagd der Hund fehlte. Um nun die Jagd in einem brasilianischen Walde mit Erfolg betreiben zu können, ist ein leichter, leiser Schritt, ein gutes Ohr und ein ebenso gutes Auge eine unbedingte Nothwendigkeit. Ein leiser Schritt, um das Geflügel auf und über der Erde nicht

durch Geräusch zu verscheuchen; ein gutes Ohr, um das auf der Erde hineilende Huhn oder den auf dem Baum fressenden Vogel zu hören; ein gutes Auge, um das eben Gehörte im Gestrüpp auffinden zu können. Das Waldhuhn kratzt in den Blättern um sich Nahrung zu suchen, dort kommt das Geräusch her, dort sitzt es; ein Schuss häufig aus ganz geringer Entfernung lässt es zusammenbrechen. Oben auf den Palmidenbüscheln sitzt ein Tukan, ein wilder Puter, ein Papagei oder auch häufig ein Schwarzaffe, ein Makak, um die Beeren zu fassen, schnell zu verdauen, zu äsen und weiter zu fressen. Die Palmidenbeeren sehen reif dunkelbraun aus, sind von der Grösse einer Weinbeere, haben wenig Fleisch und einen ziemlich grossen weissen, harten, unverdaulichen Kern. Der Vogel verdaut schnell während des Fressens, der unverdaute Kern fällt auf die Erde, macht im Fallen durch das Laub Geräusch, und verräth so dem Jäger die Beute. Welcher Art diese ist, unterscheidet das geübte Ohr des Jägers leicht. Frisst ein Affe, so wirft er mindestens 9 Beeren auf die Erde und nur eine verschwindet im Munde; er macht das meiste, ununterbrochene Geräusch. Ein wilder Puter frisst viel, 10 bis 12 Steine fallen in Zwischenräumen von ca. 2 Minuten mit einem Male auf die Erde. Ein Tukan, Pfefferfresser, verdaut schneller als ein Papagei, aber bei beiden fällt stets ein Kern in gleichen Zeiträumen durch das Laub. Sobald nun diese Thiere die Gefahr erblicken oder ahnen, hören sie auf zu fressen, der Affe sucht das Weite, der Puter lässt ängstliche, feine Töne erschallen, Tukan und Papagei schweigen. Das Auge des Jägers, das todbringende Blei finden die Beute und nieder fällt sie zu seinen Füssen? Nicht immer! — der zu Tode getroffene Vogel bleibt häufig oben auf dem Palmidenbüschel, oder im Fallen auf einem Ast, oder im dichten Rohr liegen. Im ersteren Falle würde ein zweiter Schuss den Liegenden fallen machen, Pulver aber und Schrot sind zu theuer (von ersterem kostet das Pfund 1 Thlr. 10 Sgr., von letzterem 8 Sgr.) somit jeder Schuss 2 Sgr., welchen Werth ein Tukan oder Papagei geschossen kaum besitzt. Der Puter, sobald er nicht ganz todt ist — ein seltener Fall, — hat kaum die Erde berührt; da rennt er auch schon als guter Läufer fort durch das

Gestrüpp, bis sein Lauf durch einen Strauch oder durch den eintretenden Tod gehemmt wird. Von zwölf dieser schönen Vögel, die ich an einem Tage schoss, bekam ich nur vier, da ich keinen Hund besass; auch diese wäre entkommen, wären sie mir nicht vor die Füsse gefallen, wo ich ihnen sofort die Gewehrläufe über den Hals hielt. Hierdurch kommt es, dass man von dem geschossenen Wild oft kaum den dritten Theil erhält, das andere wird ein Raub der Tigerkatzen und anderer Fleischfresser. Von Putern fand ich selbst an einem Tage, wo ich drei schoss, zwei im Walde die noch ganz warm, also jedenfalls kurz vorher angeschossen und fortgerannt waren. Vor circa 9 Jahren hatte es auf der Hochebene bedeutend gefroren und die Vögel kamen nach unten. In die Colonie kamen nun so viele Puter, dass ein Colonist an 900 dieser grossen, schönen Thiere in einem Monate erlegte. Je mehr geschossen wurden, desto mehr kamen. Ganze Wagenladungen voll wurden verschickt, um zu Räucherbrüsten verwandt zu werden. Ich habe dort im verlebten Winter nahe an 24 erlangt und bei weitem mehr geschossen.

Trotz aller Unannehmlichkeiten und Plagen im Walde, ist die Jagd doch eine sehr angenehme und häufig auch ergiebige. Sehr viel Spass machte mir der Anblick des Spieles der Affen, welche ich zuerst in der Nähe meiner Fallen sah. Leise vor sich hinpfeifend, wie im Selbstgespräch bewegten sich wohl 20 dieser niedlichen Thierchen zwischen dickem Rohr auf und nieder. Ich hatte mich hinter den Fallenzaun geduckt und sah, die Flinte im Arm, ihren possierlichen Sprüngen wohl eine Viertelstunde lang zu. Plötzlich neben mir ein Geräusch, ich sehe hin, ein kleiner Zweig ist niedergefallen; als ich meine Affen dann suche sind alle mit »affenartiger« Geschwindigkeit ausgerückt, zu meinem nicht geringen Aerger, da ich geschworen, den ersten Affen, der mir zu Gesicht käme zu schiessen. Ich erhebe mich also und gehe weiter leisen Schrittes. Da ertönt vor mir ein greller Pfiff, ein Erkennungszeichen der wilden Indianer — nein, ein Fluchtzeichen der Affen, alle fliehen und der Warner sieht mich, der ich wie festgemauert stand, ruhig an, ob von mir wohl eine Gefahr zu befürchten sei. Ich wurde unschlüssig

ob ich schiessen sollte, da die Entfernung eine ziemlich grosse, wohl 80 Schritte und ich nur zwei Schuss zu versenden hatte, mit Hühnerschrot geladen und dann auf ein solch' kleines, niedliches Thierchen? — Was hilft's, der Mensch ist ein Tyrann, er verleugnet, namentlich als Jäger selten sein Naturell — darf es auch nicht, — das Gewehr liegt an der Wange, ein Knall und wohl 6' taumelt der Getroffene nieder um schnell wieder, ängstlich pfeifend, die Höhe zu erklimmen. Jetzt knallt der zweite und letzte Schuss, der Rauch verzieht — sieh! kein Affe fällt, ist überhaupt nur zu sehen. Ich stehe, wundere mich nicht wenig über diese Erscheinung, drehe mich um und wandere nach Hause, da ich keinen Schuss weiter zu meiner Verfügung habe. Der Affe hängt sich, sobald er tödtlich getroffen ist, mit dem Schwanz an einen Ast und verfault dort oben. »Du hast stets getroffen und Beute mitgebracht, wenn ein Schuss fiel, Du wirst ausgelacht, wenn Du heute nach zwei Schüssen nichts bringst!« das sind meine Gedanken. »Sehen musst Du wenigstens wo der Affe hängt, denn auf dem Baum ist er.« Ich gehe zurück, stelle mich dicht an den Baumstamm und mustere sein dichtes Gebüsch. Dort oben hängt oder liegt der Affe ausgestreckt über einen Ast, die Hände zu beiden Seiten herniederhängend. Ich lasse den Lockruf der Affen ertönen, er wendet seinen Kopf nach der Seite, verliert dabei das Gleichgewicht und trotz allen Langens mit den Händen nach Blättern und Zweigen fällt er mit dumpfem Schall auf die Erde nieder. Ich gehe hin, ein Gestöhn wie es kranke Kinder ausstossen, wenn sie schwer leiden, tönt herzerreissend in mein Ohr, ich mache den Gewehrlauf los, ein guter Schlag in das Genick befreit mich von dem Geächz. Nie wollte ich wieder einen Affen tödten, und doch habe ich im Ganzen ungefähr 30 geschossen, deren Felle ich mit mir nahm. Ein Weibchen schoss ich mit Schrot in die rechte Seite, da es noch lebte, kühlte ich die Wunden, wickelte es in meinen Rock, den ich ausgezogen ein, trug es aus dem Wald und hatte meine Freude als es gesund und schon ziemlich zahm wurde. Während meiner Abwesenheit auf Schweinejagd entlief es in den Wald, ich folgte spät Abends mit einer Laterne, rief seinen Namen »Lorea«, alles umsonst! Da be-

gann der Vernichtungskrieg, der mir circa 30 Affenfelle in die Hände lieferte. Liess sich zuletzt nur meine Mütze sehen, ein Pfiff und fort war die ganze Heerde. Aber List gegen List, ich lockte sie oft, im dichten Gebüsch stehend durch ihren Lockpfiff an mich heran und sie wurden den Irrthum erst gewahr, wenn ich mit meiner Beute zufrieden, aus dem Versteck hervortrat, dann fletschende Zähne und ein Enteilen in den Wald ihrerseits, mitunter lautes Gelächter meinerseits. —

Als ich einen guten Jagdhund für 90 Milreis, circa 75 Thaler gekauft, konnte die Jagd auf die rudelweise streifenden Schweine, oder auf den seltener vorkommenden Tapir beginnen. Rehe fängt man meistens durch Fallen, da sie sich dem Hunde nicht stellen. Diese Jagd auf Grosswild ist nun eine ebenso aufregende, gefahrvolle wie auch einträgliche. Ich habe einen Tapir und mehrere Schweine geschossen oder todtgestochen. — Der Tapir hat ausgewachsen mitunter ein Gewicht von 500 Pfund und sehr gutes wohlschmeckendes, dem Rindfleisch ähnliches Fleisch; er ist ein seltenes Jagdstück, etwas häufiger wie unser deutscher Hirsch zieht er sich vor der Colonisation immer mehr in die Berge zurück. Ist nun die Spur, ein Huf mit drei Spalten, gefunden, so gehen, 4 bis 5 Jäger mit ebensovielen Hunden in den Wald und setzen die Hunde auf Fährte. Mit lautem Gekläff wird diese sofort aufgenommen und fort geht's bergauf, bergab in möglichst schnellem Lauf, bald fallend, hier den Rock zerreissend, dort um nicht zu fallen den Stamm eines Bäumchens umfassend um schnell ihn wieder vor Schmerz, den die Stacheln des gefassten Baumes verursachen, loszulassen und weiter zu stürmen. Lautes unaufhörliches Gebell der Hunde zeigt das Stillstehen des Wildes an. Der Tapir stellt sich nur im Wasser, entweder in einem Bache, wo er nur mit dem Kopf herausieht, oder in einer Pfütze wo kaum der Huf bedeckt wird und vertheidigt sich gegen den Angriff der Hunde durch Hufschläge oder durch seinen nicht ungefährlichen Biss. Er ist mit den Hunden so beschäftigt, dass der Jäger ihm auf fünf Schritt die Kugel hinter'm Ohr in den Kopf schiessen kann. Da jedoch der Kopf in steter Bewegung ist,

so missglückt der Schuss oft, fünf Schüsse tödteten erst, wie ich selbst sah, einen solchen Koloss. Der Leichnam wird zerlegt und auf dem Rücken aus dem Wald getragen, indem der eine Jäger mit dem Waldmesser vorweg eine Bahn haut.

Die Jagd auf die drei verschiedenen Schweine ist eine ähnliche, nur nicht so anstrengend. Man geht mit den Hunden auf einen Berg, die Hunde revieren und nehmen mit unterbrochenem Gebell die Spur auf. Wir gehen auf die Spitze, wo man jeden Laut leichter vernimmt und warten bis das Gebell ununterbrochen fortönt, ein Zeichen, dass die Schweine sich gestellt. Jetzt geht es schnell hin nach der Stelle, möglichst ohne zu sprechen, sobald man dem Standpunkt nahe ist. Die Schweine stellen sich gewöhnlich unter Rohr, so dass es schwierig wird zum Schuss zu kommen; die Hunde umkreisen mitunter einen Trupp von Hunderten. Kommt nun aus dem Versteck ein oder das andere Schwein auf den Hund los, so streckt es ein Schrotschuss auf's Blatt aus nächster Nähe nieder. Stehen die Schweine frei und sind die Hunde gut, so schießt man aus einem grossen Trupp stets über 20. Zu warnen ist bei solcher Jagd junge, unabgerichtete und furchtsame Hunde zu nehmen. Sobald diese das Klappern des Gebisses der Schweine hören, suchen sie Zuflucht hinter dem Menschen; das Schwein stürzt sich auf solchen Hund und verwundet häufig auch den Menschen im Angriff nicht unbedeutend.

Die kleinste Sorte dieser Schweine, Pekaris genannt, suchen eine Zuflucht vor dem Angriff der Hunde in Fels-, Erd- oder Baumlöchern. Der Hund stellt sich davor; der angekommene Jäger verkeilt die Löcher durch Pfähle; macht ein kleines Löchchen und treibt mit einer Stange das Wild einem Loche zu. Ein Pfahl wird nun gelockert, das Schwein versucht zu fliehen, ein Stich mit dem Façao jedoch lässt es in der Oeffnung niederstürzen. Das Thier wird herausgezogen um dann eins, zwei, drei u. s. w. auf dieselbe Weise zu tödten. Ich selbst war Zeuge wie 17 solcher Thiere von einem Deutschen ohne einen Schuss geschlachtet wurden. —

Erwähnen will ich noch die Jagd auf den Rüsselbären, ich möchte ihn mit dem deutschen Fuchs seines schönen Pelzes

wegen vergleichen. Der »Coarti« (der dortige Name), erklettert Bäume um Vögel zu fangen. So treffe ich ungefähr 30 auf einem grossen Baum sitzend, lege mein Gewehr an und schiesse auf den ersten besten. Der Schuss knallt und die ganze Heerde fällt zu Boden. Ein guter Schuss, aber o weh! nichts ist zu sehen alle sind verschwunden, sogar der Getroffene mit! Die Thiere lassen sich durch den Schuss erschrecken, wie die Katzen fallen und die Erde berührend verschwinden sie alle, wenn man nicht ganz gut traf. —

Wenn die Hunde im Walde eine Tiger- oder Ameisenbärenfährte aufnehmen, so stellen sich diese sofort zu nicht grosser Freude der Jäger, weil gewöhnlich mehrere Hunde ihr Leben einbüßen ehe es dem Jäger überhaupt gelingt das Wild zu Gesicht zu bekommen. Ersterer schlägt den Hund mit der Tatze todt, letzterer erdrückt ihn auf den Hinterfüßen stehend, mit den langkralligen Vorderfüßen. Das Gebell der Hunde beim Angriff auf solche Thiere ist ein ängstliches, und ein erfahrener Jäger thut gut, seine Flinte abzuschieszen, da nach deren Knall die Hunde vom Angriff ablassen und auf den Jäger zueilen. Die Tigerarten sind feige, ein gutgezielter Schuss tödtet sie auf der Stelle. Dem grossen Ameisenbär kann man die Mündung der Flinte geradezu an den Kopf halten und ihn ohne Weiteres todtschiessen, wenn man nicht vorzieht ihn mit zwei Schlingen oder Lassos zu binden, ihn aus dem Wald zu führen, — ein schwieriges Stück Arbeit, da er jeden Strauch festzuhalten sucht, — und wegen seines in Europa ziemlich hohen Preises zu verkaufen. Junge Tapire werden auch in der Colonie von Händlern aufgekauft um in Hamburg an Herrn C. Hagenbeck verkauft zu werden. Der Preis ist ungefähr 900 bis 1200 Mark. —

Die Jagd auf Wasservögel ist der in Deutschland gleich, entweder vom Lande aus oder aus einem Canoe oder Boot. — Eines Tages fuhr ich über Mittag mit einem Canoe auf Flussschweinjagd, mein Gewehr mit Rehposten geladen und den Fischspeer an der Seite, nach einer Insel im Fluss, auf der das Wild sich bei Tage sonnte. Hier traf ich am Rande der Insel die beiden ersten grossen circa 300 Pfund schweren Flussschweine ruhig in der Mittagssonne liegend. Das erste

richtete sich als ich 20 Schritt herangekommen war auf und sprang in's Wasser. Das zweite durch das Geräusch erwacht, richtete sich auch empor um denselben Weg zu nehmen. Ich war 10 Schritt mit meinem Begleiter, der die Harpune trug herangekommen, der Coloss sah mich mit den kleinen Augen verwundert an; ich hob das Gewehr, ein Schuss und nieder fiel er. Ehe es sich wieder erhob, um sich nach dem Wasser zu schleppen, bohrte sich der Speer in seine Weichen; es fiel über die Böschung in's Wasser und tauchte unter. Nach einer halben Stunde kam es leblos wieder an die Oberfläche; wurde in das Boot geworfen und nach Hause gebracht. Ein junges Wasserschwein kaufte ich ein paar Tage später in der Colonie für fünf Thaler. Das Thier wurde sehr zutraulich und zahm und war schon ziemlich gross als ich aus der Colonie schied. Ich nahm es mit drei kleinen Rüsselbären und verschiedenen Papageien mit nach dem Hafen Itajahy, wo ich sie einem Händler schenkte der mehrere Thiere nach Deutschland brachte.

Wie schon vorher erwähnt, sieht man in dortigen Gewässern Krokodile. Eines Tages stehe ich am Ufer eines kleinen Teiches und sehe, wie eben ein Thier von 6' Länge von einem aus dem Wasser hervorragenden Baumstamm unter die Fluthen taucht. Um es lebendig zu fangen, liess ich bei einem Schmid einen starken 10" langen Angelhaken anfertigen daran kam eine eiserne 3' lange Kette und hieran ein Strick. Als Köder benutzte ich ein gerupftes, eben getödtetes Huhn. Alle Mühe vergeblich, das Thier fand genug Nahrung an Fischen und verschmähte den Köder. Eines Tages, an einem recht warmen Mittag ging ich nun mit der Flinte bewaffnet nach dem Teich, in dem sich das Unthier auf genanntem Baumstamm wieder sonnte. Aus einer Entfernung von kaum 20 Schritten feuerte ich den Schuss nach dem Hinterkopf hin ab; getroffen sank es in's Wasser, um am nächsten Tage oben auf zu schwimmen und herausgezogen zu werden. Ausserdem schoss ich an Wasserthieren einige ziemlich grosse Fischottern, deren weiche Felle ich abbalgte und mit mir nach Deutschland nahm. Ein besonderes Vergnügen gewährt das Fischstechen mit dem Speere, wie hier, bei dem Scheine der Fackel des

Abends aus dem Boote. Wir erlegten auf diese Weise eine Menge einer Art Hechte («Trahiras» genannt), deren grösster wohl an 20 Pfund wog. Auch stachen wir häufig Schildkröten, deren Schalen ich ebenfalls mit herüber brachte. In den Wintermonden zeigte sich ein, bis an den Schwanz gepanzerter Hornfisch. Sein Kleid nützte wenig, auch er wurde durchbohrt und sein sehr gutes, leider nur sehr wenig Fleisch gebraten verzehrt. —

So lebte ich dem Jagdvergnügen drei Monate hindurch und hatte für die Naturwissenschaften noch wenig oder garnichts gethan. Da begannen die Apfelsinen zu blühen, die Pfirsiche Blätter zu treiben (fast der einzige Baum der im Winter die Blätter abwirft), die buntschillernden Kolibri stellten sich ein um hier und dort im Fluge den Honig aus den Blumen zu nippen, die Käfer summten und hier und da entfalteten die Schmetterlinge ihre prächtigen, in allen Farben glänzenden Flügel, um leicht schwebend vor dem entzückten Auge vorüberzuschliessen. Die Zeit des Einerntens sollte für mich beginnen, da hatte sich, ich weiss nicht durch welches Ungefahr, die Kunde meiner ärztlichen Thätigkeit von der Villa bis oben in die Colonie verbreitet. Es gab damals zwei Aerzte, einen von der Regierung, meiner Ansicht nach sonderbarer Weise angestellten Homaopathen, der in Deutschland ungefähr vier Wochen Thierarzneikunde studirt und seit 20 Jahren durch Bücher sein Wissen bereichert hatte; einen andern, einen Allaopathen, der möglichst viel Geld in der Colonie zusammenzutreiben suchte; einen ziemlich unwissenden Mann, namentlich in Bezug auf äussere Schäden. Was Wunder da, wenn ich als Laie in kürzester Zeit der gesuchteste Arzt wurde, der die Colonie nun bald hier, bald dort mit seinen Pferden — ich hatte deren drei zur Verfügung — durchheilen musste. Ich hatte Glück, viel Glück als Arzt, jedenfalls eine Hauptbedingung in dieser Kunst, viele Leute bedauerten nach 12 Monaten mein Fortgehen und freuten sich, als ich ein Wiederkommen versprochen hatte. Es giebt wohl keinen Weg in der ganzen Colonie, den ich nicht durchmessen mit meinen Rossen, auf einer Strecke von circa 250 Quadratmeilen. Was ich nun auf meinen Ritten an Käfern,

Muscheln und Schmetterlingen sah und erreichen konnte wurde mitgenommen. Es darf demnach kein Wunder nehmen, wenn meine Ausbeute keine grosse wurde, circa 3000 Käfer, 400 Muscheln, 300 Schmetterlinge. Dennoch aber habe ich mir selbst durch die medicinische Kunst genug geleistet.

Eines Tages nun, Nachmittags circa 5 Uhr, kurz vor dem Dunkelwerden — sobald die Sonne hinabsinkt, gleich nach dem Ruf des sogenannten Feierabendvogels bricht die Nacht ohne vorangegangene Dämmerung an und breitet ihre Flügel über das erglühte Land aus, es sanft kühlend — kam ich von einem fünf Meilen von mir entfernt wohnenden Patienten, um durch einen näher liegenden Waldweg nach Hause zu reiten. Der Weg war an der Stelle nicht viel über 1' breit, da ertönt neben mir ein Knarren, als wenn ein grosser Käfer sich in trockenes Gesträuch verflogen; »den kannst du mitnehmen« denke ich, sehe mich rechts um und gewahre zu meinem nicht geringen Schrecken eine 6' lange Puffotter, die giftigste Schlange Südamerika's, den Kopf in der nächsten Nähe des Hufes meines ziemlich wilden Pferdes. Ich gebe dem Pferde ohne mich weiter zu besinnen die Sporen, ein Satz und ich bin vorüber, steige ab und rufe einen in der Nähe arbeitenden Colonisten mit der Aufforderung die Schlange zu tödten. Mit einem dünnen biegsamen Stock kann man die stärkste Schlange lähmen, indem man ihr einen Schlag über die Rückenwirbel nahe dem Kopfe versetzt. Der Colonist kam heran, als er die Schlange erblickt, sucht er sich einen grünen 12' langen Stock und gab ihr den ersten Hieb 18", den zweiten 9" vom Kopf entfernt. Das Thier konnte sich jetzt nicht mehr vom Orte entfernen, biss aber wüthend um sich. Ich ging nun hinzu und liess sie auf meinen Stock beißen, wobei der eine Giftzahn circa 10 Grammes gelbfarbige Flüssigkeit von sich liess; der Colonist gab der Schlange einen dritten Schlag über den Kopf, wobei ein Giftzahn zerbrach. Jetzt gefiel mir das Thier, ich wollte es mitnehmen und das Fell wegen seiner Schönheit und Seltenheit aufbewahren. Ich verhinderte weiteres Schlagen nach der Schlange, bat den Mann mir etwas Cipó zu holen, band damit die Schlange fest, liess

mir von einem Müller, bei dem ich vorbei ritt einen Sack, steckte sie hinein und ritt nach Hause, wo ich in der Dunkelheit ankam. Am nächsten Morgen zog ich die Schlange, in deren Innern sich 54 Eier befanden ab und hörte dann, dass viele Colonisten in langen Jahren diese Schlange nicht so gross gesehen hatten. Ausser dieser Giftschlange hatte ich im Walde eine kleine braun und schwarzgefleckte Schlange, auch stark giftig — erschlagen, als sie zum Winterschlaf unter Laub versteckt den Kopf zum tödtlichen Bisse emporhob. In der letzten Zeit meiner Thätigkeit heilte ich einen Mann der von einer Schlange gebissen war. Die Cur dauerte vier Wochen; bei nicht schneller Hülfe schwillt das gebissene Glied, hauptsächlich wenn dies der Fuss, bedeutend an, wird braun und schwarz, die Geschwulst steigt und unrettbar geht der Gebissene zu Grunde. Ein Glück ist es, dass alle Giftschlangen träge und faul sind und nur beissen, wenn sie getreten werden oder in Lebensgefahr sind. Ausser von dem Biss der Schlangen wird der Colonist, namentlich der an den Grenzen wohnende, von der Rache der Indianer, der Coroados und Botokuden\*) bedroht. — Zum Schluss über diese Wilden und ihre Angriffsweise auf Colonisten noch einige Worte. —

Die ringsum der Colonie in den Wäldern hausenden Indianer »Bougres« genannt, gehen ganz nackt, sind kupferbraun und gross und stark. Ihre Waffen sind Holzkeule, 8' lange Bogen, dazu hölzerne bis 6' lange mit vielen Widerhaken versehene, jedoch unvergiftete Pfeile. Mit grosser Schnelle gehen sie, die Zweige an der linken Seite abbrechend geräuschlos durch den Wald, auf ebener Erde wird es ihnen, der glatten Füsse wegen unmöglich einen Weissen einzuholen. Sie spannen den Bogen, indem sie das eine Ende desselben zwischen grosse und zweite Zehe des linken Fusses setzen um ihm eine grössere Kraft auf eine weite Entfernung, bis 150 Schritt, zu geben. Die grosse Zehe hat deshalb einen bedeutenden Abstand von den vier anderen, wie etwa der Daumen unserer Hand von den anderen Fingern, die Spur eines »Bougres« ist daher leicht erkennbar, sie nehmen als Ziel zum Schuss nur stillstehende Gegenstände, und lieben es nicht auf bewegliche zu schiessen. Ein Mann z. B. der am Wege

\*) ??? D. R.

mit der Axt Palmidenstämme spaltete, und der wegen dieser Arbeit in steter Bewegung mit dem Oberkörper war, wurde durch einen Steinwurf nach seinem Kopf genöthigt aufzusehen. Als er sich stellt und verwundert nach der Ursache forscht, dringt ihm der Pfeil, von ungesehener Hand entsendet, in die linke Seite des Unterleibes tief ein. — Die Indianer schiessen den durch Anbrennen noch härter gemachten hölzernen Pfeil fast durch einen menschlichen Körper hindurch und bringen den Bogen bis zu einer Krümmung von 5', d. h. bis zum Anfang der Pfeilspitze, ein kräftiger Deutscher spannt ihn kaum auf 2'. — Bei jenem Colonisten war der Pfeil circa 8" tief eingedrungen, beinahe bis auf 1" oder 1½" entfernt der hintern Seite des Körpers. Der Geschossene brach den Pfeil ab und schleppte sich drei Tage mit der Spitze im Körper herum, ehe er nach Blumenau zu einem Arzt ging. Dieser nun, anstatt den Pfeil nach hinten durchzustossen, um nicht edlere Theile durch die Menge von Widerhaken beim Herausziehen von vorn zu verletzen, nahm ein durchlöchertes Brettchen, legte es über den Pfeilschaft und zog so, um ein Herausreißen von Fleisch zu verhindern den Pfeil zurück. Der Mann starb unter grossen Schmerzen Tags darauf. Der Fall ereignete sich 1875 nach Neujahr. Die Ueberfälle der Indianer finden stets in der heissesten Jahreszeit statt, in den Monaten Dezember, Januar und Februar zur Zeit der Maisernte, am liebsten auf die am Ende Wohnenden der Colonie. Fast jedes Jahr fallen einige seit 25 Jahren zum Opfer, und dennoch kann ich behaupten dass nicht 15 Colonisten je einen der Mörder gesehen. Getödtet ist in der ganzen Zeit erst ein Indianer, dessen Schädel sich zur Zeit auf der Direction in Blumenau befindet. Der Vorfall der vor circa 15 Jahren spielte ist folgender: Um Weihnachten hatten zwei Gebrüder Sch— —, noch jetzt ansässig in Blumenau ihre Flinten gereinigt und von Neuem geladen. Jetzt können die Bougres kommen, sagt der Jüngere im Hinausgehen aus dem Hause, als er auch schon wieder hineinstürzt und die Flinte mit dem Rufe: »Sie sind da« ergreift. Lächelnd sieht der ältere Bruder aus dem Fenster und sieh da, dort kommen fünf Mann wohl bewaffnet über den Acker angerannt, während der sechste,

ein Häuptling auf einem Baumstamm sitzen bleibt, um die Bewegungen der Krieger mit einem Fähnchen, dem Häuptlingszeichen, zu leiten. Die Flinten im Arm gehen die Brüder vor die Thür, um mit den Wilden vielleicht zu unterhandeln, welches Gelingen die brasilianische Regierung gut belohnt hätte. Sie machen den Andringenden durch Zeichen klar, nach Niederlegung der Waffen näher zu kommen. Die Fragen dieser an ihren Führer in Betreff der Forderung, beantwortet er mit dem Zeichen zum Angriff. Weiter dringen sie vor; auf 50 Schritt Entfernung empfängt ein junger Krieger von kaum 20 Jahren den vollen Schrotschuss in den Unterleib, als er eben den Zaun überstiegen. Er fällt, die andern stutzen und flüchten; ein zweiter empfängt auf der Flucht einen Schuss in den Rücken, auch er fällt, springt empor, reisst einen Büschel Gras mit Erde aus, und hält dies auf die Wunde um das Blut zu stillen. Die deutschen Bewohner werden zusammenberufen, um die Gefallenen zu suchen, der Schwerverwundete hatte sich auf unerklärliche Weise fortgeschleppt und wurde endlich noch athmend im circa 400 Schritt entfernten Walde aufgefunden, von dem andern aber keine Spur. Der Schädel des Getödteten befindet sich wie gesagt noch heute in Blumenau. —

So sind die Colonisten von den Indianern Jahr aus, Jahr ein beunruhigt worden. Ein Ueberfall, ähnlich dem zuerst erzählten, ereignete sich im Jahre 1875 zu Weihnachten. Eine Frau Holler steht in ihrem Hofe und wäscht. Ein Stückchen Erde, welches in ihrer Nähe niederfällt, bringt sie zum Aufsehen, als ein Pfeil oben in die linke Schulter nicht sehr tief eindringt. Mit dem Rufe: Bougres, Bougres! eilt sie die Strasse entlang; kein Indianer verfolgt sie ihres Geschreies wegen, eine Verfolgung dieser wird zwar aufgenommen, aber auch hier wie stets vergebens; der Pfeil aus dem Fleische ist entfernt und noch heute lebt die Frau in der Colonie und hat sich längst von ihrem Schreck erholt.

Der Ueberfall wird gewöhnlich in der brühendsten Mittagshitze unternommen, wenn Alles im Hause auf ein Paar Stunden sich der Ruhe hingiebt, um mit erneuten Kräften gegen 3 Uhr wieder die Feldarbeit aufzunehmen. So wurde

eine Familie am Rio do Testo in der Mittagszeit überfallen, der Mann, die Frau, 2 Kinder getödtet, ein Knabe mit in den Wald genommen und ein anderer lebendig skalpirt, der einzige Fall, der bis jetzt in der Colonie vorgekommen. Von dem mitgenommenen Knaben ist bis heute noch keine Spur gefunden, obwohl 50 Colonisten der Fährte der Indianer lange durch den Wald folgten. Aus dem Hause wird hauptsächlich alles Eisenzeug mitgenommen; jeder noch so kleine Nagel aus der Wand gerissen und die Fässchen ihrer eisernen Bänder beraubt. Früher nahm man auch hie und da die Flinte oder sonstige Schusswaffen mit, nur zu dem Zweck, das Eisen zu Pfeilspitzen zu verwerthen. Wahrscheinlich ist es nun vorgekommen, dass beim Abschlagen oder Verbrennen des Holzes die stets geladene Waffe sich entladen und Verwundungen angerichtet hat. Jetzt wird die Waffe ganz unbeachtet hängen gelassen, deren Knall so gefürchtet ist, dass man damit schon eine, zum Ueberfall anrückende Horde vertreiben kann. Solch ein Ueberfall wird stets gut vorbereitet und mitunter 14 Tage vorher das Opfer aus sicherem Versteck beobachtet. Die Hunde und Rosse, am meisten die Maulthiere merken sofort die Anwesenheit der Indianer. Erstere bellen ängstlich und kriechen dann ihrem Herrn zwischen die Füße; letztere spitzen die Ohren und mit Mühe ist das Pferd vorwärts zu bringen, ein Maulthier wendet sich sofort zur Umkehr, oder rennt wie toll auf der Weide umher. Das Opfer wird nun entweder im Hause über Mittag oder bei der Arbeit überfallen und getödtet. Letzteres passirte einem Colonisten Ittner, der am Ende des Rio Beneditto wohnte. Der Mann hatte eben, circa 10 Uhr früh, sein Frühbrot verzehrt und die Axt aus dem Hause geholt um den Bau eines Schweinstalles zu vollenden, als seine Hunde anschlugen. Ittner in der Meinung ein Fremder nahe sich seiner Zaunthüre, geht hin um die Hunde abzuwehren. Letztere eilen jetzt ängstlich auf ihn zu und zu seinem grossen Schrecken erblickt er die grossen kupferbraunen Männer schon in der Umzäunung, welche mit einer Sprache, einem dumpfen Hundegebell gleichend, auf ihn losstürzen. Er eilt so schnell er kann über das Brachland hin, bis ihn Keulenschläge über den Kopf zum Fallen bringen. Er wird für todt von den

Indianern auf dem Platze gelassen, welche sich jetzt dem Hause zuwenden. Die Frau wurde erschossen, ein kleiner Knabe mit in den Wald genommen. Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, hatten sich auf den Boden geflüchtet, der erstere sich im Stroh versteckt. Das Mädchen schrie laut auf als sie die Mutter unten erschossen sah. Ein Bougres erstach die Schreiende mit seinem Pfeil durch Ritzen, die im Boden vorhanden waren. Der Vater erwachte indess aus seiner Ohnmacht und eilte zu seinem Nachbar, welcher schnell mit seiner Flinte und zwei andern Leuten nach der überfallenen Wohnung eilte. Hier wurden die Plünderer noch überrascht und nach Zurücklassung von 32 Pfeilen und 5 Bogen in die Flucht gejagt. Keiner konnte jedoch von ihnen getödtet werden, da Einer hinter dem Andern abging, der Letzte aber das mitgenommene Kind wie einen Schild gegen den Schuss hielt. Der Mann ist von mir theilweise behandelt, sein Kopf und seine Stirn sind voller Narben, der kleine Finger der linken Hand vollkommen verkrüppelt. Er führte die Spitze der Colonie und hat sich jetzt mehr unter Menschen angekauft, wo, wie er glaubt, ein Ueberfall nicht zu befürchten ist. Im Walde ist bis heute noch nie ein Mensch angegriffen worden, sicherlich wohl nur deswegen, weil der Wilde genau weiss, dass man eben nur bewaffnet in den Wald geht und er die Schusswaffe zum Glück über Alles fürchtet. Auch nie ist ein Reiter angegriffen, entweder weil sie dies Geschöpf nicht kennen, oder weil ihnen wie vorhin bemerkt ein bewegliches Ziel zu wenig Sicherheit bietet. —

Und nun zum Schluss! Nach 1 $\frac{1}{4}$  jährlichem Aufenthalt in der Colonie, nach einer Fahrt von acht Wochen — wir mussten wegen Havarie des Montevideo 16 Tage in Rio weilen — fuhren wir die Elbe hinauf. Welch ein sonderbares Gefühl mich beschlich, als ich die wunderbaren Elbufer bei Blankenese wiedersah, vermag ich nicht zu beschreiben. Dies Gefühl aber kennt jeder sicherlich, der nach langer Abwesenheit die Heimathserde wiedererblickt!

---

## Berichtigungen.

### A. Zu Band III.

Pag. 14, letzte Zeile von unten	lies: G. J. Herbst,	statt: S. J. Herbst.
„ 31, 68. Vers.-Ueberschrift	„ Präsident,	„ Präidsent.
„ 32, Zeile 6 von unten	„ dem sich,	„ den sich.
	Wasser,	„ Wespen.
„ 51, „ 23 „ „	„ fizyjograficznój,	„ fizjografisznój.
„ 52, „ 10 „ „	„ 817,	„ 517.
„ „ 9 „ „	„ 818,	„ 518.
„ 61, „ 2 „ „	„ Bulletin,	„ Bülletin.
„ 106, „ 8 „ oben	„ coniformibus,	„ corniformibus.

### B. Zu Band IV.

Pag. 2, Zeile 1 von oben lies: benutzten, statt: benutzen.

Zu Pag. 70:

Aus zuverlässiger Quelle erfahren wir, dass die Nachricht, Frankreich habe die Neu-Hebriden bereits annektirt, mindestens verfrüht ist, an eine Besitznahme dieser Inseln wird vorläufig nicht einmal gedacht.

**M. E.**

Pag. 75, Zeile 13 von oben ist die Zahl 11 hinter Aneityum zu streichen.  
Zu Pag. 89:

Alle mit ! bezeichneten Mollusken-Arten sind auch von den Viti-Inseln, alle mit † bezeichneten von Neu-Caledonien bekannt. **S.**

Pag. 139, Zeile 5	von unten lies: anderthalb-tägigem, statt:	anderthalb tägigem.
„ 140, „ 18 „ „	„ Ellbogen,	statt: Ellenbogen.
„ „ 13 „ „	„ Christovio,	„ Cristovio.
„ 146, „ 9, 14 & 15 „	„ Caladium,	„ Calladium.
„ 152, „ 8 von oben	} „ villa,	„ ville.
„ 153, „ 10 „ „		
„ „ 18 „ „		
„ 154, „ 11 „ „	} „ Palmiten,	„ Palmiden.
„ „ 9 „ unten		

Pag. 158, Zeile	6	von unten	lies:	niederstürzen,	statt:	niederstürzen
.. 161,	.. 16	.. ..	..	Homaeopathen,	..	Homaopathen.
	.. 13	.. ..	..	Allopathen,	..	Allaopathen.
.. 163,	.. 3	.. ..	}	Bugres,	..	Bougres.
	.. 16	.. ..			..	Bougres.
.. 164,	.. 1	.. oben	..	Palmiten,	..	Palmiden.
	.. 6	.. unten	}	Bugres,	..	Bougres.
.. 165,	.. 10	.. ..			..	Bougres.
.. 167,	.. 6	.. oben			..	Bougres.
.. 176,	.. 4	.. ..	..	Peale,	..	Peaale.
.. 176,	.. 2	.. unten	..	gute, von	..	gute von.
.. 182,	.. 19	.. ..	..	parthenogenetisch,	..	parthogenetisch.
.. 184,	.. 16	.. ..	..	rendus,	..	rendues.
.. 230,	.. 7 & 13	.. ..	..	Mundhäkchen,	..	Mundhäkchen.
.. 231,	.. 2	von oben	..	millen,	..	mellen.
	.. 10	.. ..	..	Häkchen,	..	Häkchen.
	.. 16	.. unten	..	Mundhäkchen,	..	Mundhäkchen.
.. 232,	.. 1	.. ..	..	auf,	..	anf.
.. 234,	.. 11 & 16	oben	..	Mundhäkchen,	..	Mundhäkchen.

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Verhandlungen des Vereins für Naturwissenschaftliche Unterhaltung zu Hamburg](#)

Jahr/Year: 1879

Band/Volume: [4](#)

Autor(en)/Author(s): Woytcke J.

Artikel/Article: [Meine Reise nach Brasilien und mein Aufenthalt in der Colonie Blumenau, Provinz Santa Catharina 137-167](#)